

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 53 (1908)
Heft: 51

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu Nr. 51 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", Dezember 1908, No. 10

Autor: J.B. / Wechsler, Emil / Flubacher, Carl

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Praxis der Volksschule.

Beilage zu Nr. 51 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“.

1908.

Dezember.

Nr. 10.

Weihnachtssprüchlein für unsere Kleinen.

Tannengrün und Lichtgefunkel
Füllen wieder unsern Raum
Auch in jeder armen Hütte
Grünet heut ein Weihnachtsbaum.

Aus des Himmels lichten Höhen
Kommt der helle Lichterschein
Hell und rein, wie dieses Leuchten
Sollen unsre Herzen sein.

Ja, ich will mein Herzlein öffnen
Dankbar jedem Liebesstrahl,
Dass es drinnen leuchten möge,
Wie im hellen Weihnachtssaal.

Dass den Eltern Freude werde
An dem wohlgerat'n Kind,
Dass das Christkind heut und immer
An ihm Wohlgefallen find'!

Emil Wechsler.

Arme Leute.

Es war einer der ersten Dezembertage, und der Winter hatte bereits Einzug gehalten, aber nicht als fröhlicher, frost klarer Geselle, sondern als griesgrämiger Alter, der trübe Wolken am Himmel dahinschob und nasse Schneeflocken an die Fenster warf.

Man musste wirklich sehr jung und sehr vergnügt sein, um das als einen willkommenen Gruss anzusehen — vergnügt, wie die paar kleinen Mädchen, welche auf dem Fenstersims des hellen Schulkorridors sassen und eifrig plaudernd auf einige unglückliche Gefährtinnen warteten, welche von der Lehrerin noch bei ihren Strickstrümpfen zurückgehalten wurden.

„Schnee, Schnee,“ riefen die Mädchen, fröhlich und erwartungsvoll auf die dunkle, nasse Strasse hinuntersehend, ob sich da wohl bald etwas wie eine Schlittbahn zurech mache.

„Ja, ja, jetzt kommt der Winter,“ sagte altklug eine magere Blonde. „Ich trag' auch schon lang meine wollenen Strümpfe — da, ganz neue!“ und sie zeigte ihr schwarzes, dünnnes Bein.

„Ich hab' noch keine warmen,“ meinte ein untersetztes Mädchen und sah etwas bedenklich auf ihre verwachsenen, schadhaften Strümpfe. „Aber nun kommt bald Weihnacht! Ich darf an zwei Christbäume gehen, an zwei, denkt mal!“

„Ja, gelt Lina, ihr seid arm, und da gibt's so Bescherungen,“ sagte etwas von oben herab ein gut gekleidetes Mädchen mit hellblauer Schleife im Haar. Mama gibt auch immer Hemden und Röckchen, und Grossmama strickt eine ganze Menge Mützen. Aber es ist doch eigentlich eine Schande, an so einem Christbaum beschert zu werden.“

„Gar keine Schande!“ gab Lina trotzig zurück. „Jetzt ist's keine Schande mehr, arm zu sein — im Gegenteil, wisst ihr —“ sie hatte die beste Lust, eine kleine sozialistische Rede zu halten, als eine blasse Kleine, die bisher geschwiegen, sie schüchtern fragte: „Du, Lina, was bekommt man denn an so einem Weihnachten?“

„O, bei einem kriegen wir blass ein Büchlein und einen kleinen Lebkuchen, und da müssen wir furchtbar viel singen. Aber am andern da gibt's Strümpfe und Schürzen und eine Federschachtel und Äpfel und Papierpuppen!“

„Ah,“ riefen staunend die Zuhörerinnen.

„Mutter sagt aber,“ fuhr Lina nachdenklich fort, „ich müsste sehen, dass ich ein Paar feste Stiefel bekäme. Unser Suppenfräulein ist auch an jener Weihnachten; bei ihr will ich nun recht, recht betteln und bitten.“

„Was ist das, ein Suppenfräulein?“ fragte die kleine Schüchterne, die erst seit dem Frühjahr von auswärts in die Klasse gekommen war.

„Ach, du dumme Marie,“ lachte Lina behaglich. Ein Suppenfräulein ist ein Fräulein, das hilft, die Schulsuppe aus teilen. Nächsten Montag geht es wieder an. Ich bin schon lange angemeldet. Das ist so lustig und nett! Unten bei der Hausmeisterin erhält jedes einen Teller und einen Löffel, und wenn dann das Fräulein mit der grossen Schüssel kommt, da schreien wir alle Hurra! und dann drücken wir hin und strecken unsere Teller, und das Fräulein lacht und sagt: Kinder, Kinder, esst mich nur nicht auch auf mit der Suppe!“

„Was hat es denn immer in eurer Suppe?“ fragte Marie und schaute die lustige Lina gespannt an.

„Nun, immer etwas Gutes; einmal Erbsen und Reis und dann Gerste, und am Freitag gibts immer Kartoffelsuppe mit Gemüse; die mögen wir am liebsten. Manchmal ist auch Fleisch in der Brühe, und an Fräuleins Geburtstag hat jedes eine kleine Wurst bekommen.“

„Seid ihr dann satt, wenn ihr einen Teller gegessen habt?“ fragte gnädig die mit der blauen Schleife.

„Einen Teller! Was meinst du — zwei volle Teller bekommt jedes und ein solches Stück Brot“ — sie zog einen weiten Kreis — „und wenn man recht bittet, bekommt man noch einen dritten Teller. Mutter sagt, ich soll nur nicht schüchtern sein, das müsse alles die Stadt bezahlen.“

Diese letzten Mitteilungen machte Lina auf der Treppe; die Kinder waren aufgebrochen, und auf dem grossen Platze vor dem Schulhaus trennten sie sich. Nur Marie ging noch eine Weile neben Lina, als könnte sie gar nicht genug von den schönen Eigenschaften der Suppe hören.

Dann aber, wie auf einen vergessenen Auftrag sich be sinnend, bog sie rasch in eine Seitengasse ein. Es war ein zartes Ding, das da durch den rauhen Wind und den nassen Schnee ging, und seine Strümpfe und Schuhe waren nicht besser, als die der „armen Lina.“ Das ganze, kleine Geschöpf sah aus, als ob es recht viel Liebe und Sonnenschein brauchte — und warme Kleidchen und gutes, kräftiges Essen.

Vor einer Ladentür blieb Marie stehen, und nach einem Zögern machte sie sachte auf. Es war kein feiner Laden, eng und dunkel, und die sieben Sachen aufeinander geschichtet: Hauben, Kinderkittelchen und Schürzen, Schachteln mit Seifen und Strickgarne. Marie machte einen ängstlichen Knicks und zog aus ihrer Schultasche ein zugebundenes Paket.

„O, du lieber Himmel, schon wieder Spitzen!“ sagte die ältere Frau, die hinter dem Ladentisch Bänder aufwickelte. „Was meint denn deine Mutter? Nicht ein Stück hab' ich von dem verkauft, was du mir vor einem Monat gebracht hast. Das Geschäft geht überhaupt schlecht, und nun immer diese Spitzen. Nein, ich kann sie wirklich nicht brauchen.“

Ärgerlich wickelte sie das Papier auf und wieder zusammen.

„Weinen hilft nichts, mein Kind,“ sagte sie, als sie der Kleinen das Paket zurückgab, „das kannst du mir glauben. — Da, adieu, sag' der Mutter, es tue mir leid.“

Sie reichte dem Kinde ein paar Hustenbonbons aus einer Schachtel und schob es zur Türe hinaus.

Marie blieb vor dem Ladenfenster stehen. Da lagen sie, die Spitzen der Mama. Drei, vier Stückchen, jedes schön ge-

bunden mit Rosaband. Marie bewunderte immer Mamas Geschicklichkeit; so fein und sauber konnte gar niemand sonst häkeln und so rasch, Stunden und Stunden nacheinander fort. War es denn möglich, dass keiner die Spitzen haben wollte?

Maries Schlafkämmerchen war sehr eng und sehr kalt. Die Kleine sah in den schwachen Lichtschein, der von der Strasse auf die Wand fiel. Schlafen konnte sie noch nicht; es war erst halb acht, und sie hatte eben ihr Abendbrot erhalten. Hatte sie es wirklich bekommen? Der kleine Magen, der einen so guten Schulappetit besass, spürte gar nichts mehr von der Tasse dünnem Kakao und der Semmel. Marie hatte nachdenklich mit dem Löffel gerührt und sagen wollen: „Mama, ich sehe fast bis auf den Grund.“ Aber Mama vor ihrer halbgefüllten Tasse sah so bekümmert aus. Sie war wohl traurig, weil Marie die Spitzen zurückgebracht hatte statt etwas Geld von Frau Beyer. Vielleicht war Mama noch über anderes traurig. Ja, war sie denn je einmal lustig mit der kleinen Marie? War überhaupt jemand lustig zu Hause? Papa lag nun schon seit einem Jahre krank. Und Toni, die früher mitgespielt hatte, sass immer am Fenster und schrieb und schrieb aus Büchern, und wenn sie viele viele Blätter geschrieben hatte, ging sie mit dem ganzen Stoss zur Post. Aber manchmal brachte der Briefbote wieder alles zurück; dann weinte Toni, und Mama kochte noch weniger zu Mittag als gewöhnlich. Hier fiel der kleinen Marie Linas Schulsuppe ein — zwei, drei Teller voll Kartoffelsuppe mit Gemüse! Wenn man doch einschlafen könnte! Marie sann nach. Heute hatten sie in der Schule ihr erstes Weihnachtslied angefangen zu lernen:

„Du lieber, heil'ger, frommer Christ
Weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.“

„Frohe Zeit,“ dachte Marie, „das ist Weihnacht,“ und statt einzuschlafen wurde sie erst recht wieder wach. Letztes Jahr hatte es gar keine Christbescherung gegeben. Da war Papa schon krank gewesen und hatte Medizin eingenommen, und die war so teuer, sagte Toni. Früher, als Papa noch Stunden gegeben, hatte Marie einen kleinen Weihnachtsbaum bekommen und Puppengeschirr und Zuckerzeug. — „Glaubst du, dass das Christkind heuer kommt und mir ein Paar neue, warme Stiefelchen bringt?“ hatte heute Marie beim Ausziehen die Mutter gefragt und ihr ihr schlechtes Schuhwerk gezeigt. „...Nein, Kind,“ hatte da die Mutter gesagt und die Zähne auf die Lippen gebissen, „ich fürchte, es kommt nicht zu uns.“

„Mama, Lina — weisst du, Lina, hinter der ich jetzt sitze, bekommt neue Schuhe zu Weihnachten und wollene Strümpfe und Spielzeug, Mama, und Lebkuchen und Äpfel, alles an einer grossen Christbescherung, wo noch viele andere Kinder sind.“

„Ja,“ hatte Mama gesagt, „die Stadt hier ist sehr wohltätig; für arme Leute wird gut gesorgt. Gute Nacht, Kind!“ und damit war Mama mit dem Licht hinausgegangen.

„Für arme Leute!“ Was sind denn arme Leute? Einmal hatte Marie auf der Strasse Lina und ihre Mutter getroffen. Linas Mutter trug ein braunes Tuch um die Ohren gebunden; sie hatte eine blaue Schürze und rote Hände und eine sehr laute Stimme. Mama sah ganz anders aus, blass und sprach leise, und Toni, wenn sie ausging, zog Handschuhe an.

Nein, arme Leute waren sie nicht. Aber was denn eigentlich? Warum konnte sie nicht mit Lina zur Schulsuppe gehen und sich dort satt essen? dann hätten die andern zu Hause um so mehr. Und warum konnte sie nicht an jene Christbescherung? Vielleicht gab es auch eine für grosse Leute; da hätte Mama am Ende Kohlen bekommen und einen Topf Butter und Toni eine neue Jacke und Papa eine warme Decke. — Ja, wenn sie eben arme Leute wären wie Lina und ihre Mutter!

Plötzlich fiel Marie etwas ein: Die Lehrerin hatte einmal gesagt, man dürfe den lieben Gott neben dem gewöhnlichen Abendgebet auch um etwas Besonderes bitten, was man gerade auf dem Herzen habe.

Das Kind setzte sich in seinem Bettchen noch einmal auf und betete laut und andächtig: „Lieber Gott, du kannst ja alles machen. Mach doch, dass wir arme Leute werden!“

J. B.

Weihnachtsbilder

von Emil Wechsler.

Der Schneesturm braust!

Durch die Winternacht

Der Späzug saust

Mit teurer Fracht,

Denn morgen ist Weihenacht.

Da kehrt ein Jüngling zu seiner Braut.

Ein Vater zu Weib und Kinde.

Ein Sohn, der freut sich aufs Stübchen traut,

Das er bei der Mutter finde.

Doch an der Weiche, beim Wärterhaus,
Da wartet ein Mann trotz Sturm und Graus
Mit der Faust am Hebel dem Weihnachtzug.
Und vorüber keucht er in raschem Flug.

Und die Lichter, die tanzen wie Kerzenschein
Ins öde Wärterhäuschen hinein.
's ist alles, was sie ihm gebracht,
Die heilige Nacht.

* * *

Der Meersturm brüllt!

Ein einsam Schiff . . . —

Die Schraube wühlt.

«Ein Felsenriff!!»

Der Schiffsbau ächzt und stöhnt und kracht,
Und heute ist Weihenacht!

Der Steuermann aber mit eisernem Griff,
Er lenkt das Schiff um das Felsenriff
Und führt das Fahrzeug durch Nacht und Sturm.
Da grüßt ein Lichtlein vom fernen Turm.
— Sein einziger Wunsch im Herzensraum. —
Das ist in der Christnacht sein Weihnachtsbaum!

* * *

Der Schnee fällt sach!

Ein Wandersmann

In der Winternacht

Geht durch den Tann.

Im Forsthaus steckt man die Kerzen an.

Da denkt er zurück an die Jugendzeit.

Da war für ihn auch ein Bäumchen bereit
Mit guten Sachen und Lichterpracht!

Das war ein Glanz in der heiligen Nacht!

Das war eine Freude beim Mütterlein.

Und heut ist auch Weihenacht, und er ist allein. —

Da setzt er sich nieder beim Tannenbaum
Und träumt einen goldenen Weihnachtstraum
Von Mutter und Freude und Licht und Pracht!
— Das war seine schönste Weihenacht! —

Denn morgen, da fand ihn der Förster kalt
Und trug ihn zum Kirchlein im Winterwald.

* * *

Doch wir, wir feiern im traulichen Heim
Weihnachten beim strahlenden Kerzenschein
Und denken nicht jener, die draussen sind
Und streiten müssen mit Nacht und Wind.



B e p p o .

Schon seit Wochen sass Beppo in der Tiefe des Kastanienhäuschen, das drüben an der Strassenkreuzung an dem grossen Platze stand. Sein Bruder, der Tonio, hatte es ihm im Herbste aufgezimmert, als die ersten welken Blätter der Platanen langsam zur Erde tanzten. — Drauf war der Tonio fortgezogen in eine andere Stadt, wo er für sich ein ähnliches Häuschen aufschlagen und — gleich wie Beppo es auch tat — für die Leute Kastanien goldbraun braten und den Kindern Orangen und Nüsse verkaufen wollte. — Die Bewohner der grossen Häuser drüben am Platze kannten bald alle den kleinen, freundlichen Kastanienmann. Seine weissen Zähne blinkten so fröhlich aus dem runden dunkeln Gesicht hervor, das nach Farbe und Form einer gebratenen Kastanie nicht so gar unähnlich sah. Die Leute kamen gerne zu ihm, um von den Kastanien einzuhändeln, die frisch und duftend auf den Kohlen schmorten. Beppo konnte mit sich selber zufrieden sein, wenn er abends sein Geldbeutelchen in die grössere Kasse leerte, die wohlverwahrt im Schranken seines einsamen Zimmerchens stand. Von Zeit zu Zeit schloss er für eine Stunde das Häuschen, wanderte zur Post hinüber und zählte eine Reihe blanker Silberstücke vor den Postbeamten hin. Drauf malte er mit steifen Fingern einen grossen Brief und freute sich herzlich beim Gedanken, was nun die Mutter und die Nonna, die mit den kleineren Geschwistern drunter in Italien auf dem mageren Gütlein hausten, von dem braven Beppo sagen würden, der so viel Geld in die Heimat sandte.

Wenn Beppo wieder im Häuschen sass und nicht gerade ein Kunde zu bedienen war, liess er gerne seine muntern braunen Augen über den belebten Platz hinschweifen, sah den Leuten zu, die eilig an die Arbeit liefen oder die sich gemächlich im Sonnenschein ergingen. Er guckte auch nach den Hunden hin, die sich im Staube balgten, und wunderte sich über das junge Menschenvolk, das hierzulande nicht, wie zu Hause, mit nackten Füssen herumsprang, sondern in spitzen-geschmückten Wägelchen oder an der Hand der Mutter, des Kindermädchen zum täglichen Spaziergang hinausgeführt wurde.

Eines Tages blieb eine Gruppe von Damen in der Nähe des Kastanienhäuschen stehen und umringte bewundernd einen Kinderwagen, in dem ein dünnes Stimmlein lustig krähte. Sie wussten viel und Wichtiges zu sagen, und Beppo, der neben den paar Brocken, die er für seinen Handel nötig hatte, von der fremden Sprache wenig verstand, fing eben an, sich darüber zu wundern, was sich die Frauen alles zu sagen hätten, als ein kleines, blaues Kittelchen sich von der Gruppe löste und gemächlich über den freien Platz hin ins Weite strebte. Niemand machte Miene, den Ausreisser wieder einzufangen. Es war ein kleines, putziges Büblein, auf dessen blondem Köpfchen schräg und vergnüglich eine Matrosenmütze schaukelte. Beppo sah besorgt dem blauen Kittelchen nach, wie es jetzt den Fussteig und den freien Platz verliess, um sich mitten durch die Wagen und die Pferde einen Weg zu bahnen. Da dröhnte von der Nebenstrasse her ein schwerer Lärm, und Beppo erkannte zu seinem Schrecken ein grosses Lastfuhrwerk, das ohne Ladung und in flinkem Trab im nächsten Momente um die Ecke biegen musste. — Jetzt schoss er wie ein Pfeil aus seiner Bude heraus, und einen Augenblick später sass das kecke, blonde Kerlchen auf seinen Schultern und ritt, ein unfreiwilliger Reitersmann, dahin zurück, wo es hergekommen war. — Die Damen waren auseinandergestoben. Es gab einen Augenblick ängstlichen Geschreis, wilder Aufregung. Wie atmeten sie erleichtert auf, als sie den braunen Burschen mit seinem lustigen Reiter antraben sahen, der, die Ärmchen fest um den Kopf seines Pferdes schlingend, fröhlich der geängstigten Mutter entgegenjauchzte! — Ganz verwirrt stand Beppo zwischen all den Damen. Unbekannte Worte umrauschten seine Ohren, ein blankes Geldstück rutschte in eine seiner Taschen, und als er sich schliesslich wieder in sein Häuschen verkriechen wollte, hob man den kleinen Reiter noch einmal in die Höhe; der legte sein Ärmchen vertrauenvoll um seinen Retter und küsste ihn schallend auf die braune Wange.

Das war dem guten Jungen zu viel. Plötzlich schoss er jäh an allen vorbei in seine Klausur und faud das Gleichgewicht

erst wieder, als er hinter dem Kohlenbecken stand und voll Verlegenheit die dampfenden Kastanien rührte.

Von diesem Tage an kam das blaue Kittelchen, das in einem der grossen Häuser am Platze wohnte, täglich zu Meister Beppo auf Besuch. Vor dem Häuschen stellte sich der kleine Mann auf die Zehenspitzen und „Beppo, Beppo!“ klang es mit feinem, hohem Stimmchen, bis Beppo die Tür öffnete und den drolligen Burschen zu sich ins Häuschen treten liess. Dort hob er ihn auf die Bank, und die Vorübergehenden waren nicht wenig erstaunt, wenn neben dem schwarzen Italienerbuben ein feiner Blondkopf aus der Bude hervorguckte und als eifriger Papagei seines Freundes: „Heisse Maroni, frische, frische!“ zum Kaufe ausrief.

Einige Wochen waren so seit dem Abschluss des eigen-tümlichen Freundschaftsbundes verstrichen. Klein-Max hatte sich tief in das Herz des fremden Jungen eingestet, der in unbefohlenen Ausdrücken der Mutter und der Nonna nach Hause meldete, dass er im fremden Land einen guten Freund gefunden habe, einen sehr kleinen zwar, aber einen um so feineren, lieberen, der am besten dem blonden, gemalten Santo in der Kirche seiner Heimat ähnlich sehe. Die Mutter und die Nonna dachten sich den kleinen Max ganz einfach als einen vom Himmel heruntergestiegenen Engel und nicht als einen kleinen, stets zu Schabernack aufgelegten Jungen, der ein Pelzmützchen und warme Elberstrümpfe tragen musste, weil der Winter inzwischen mit aller Macht ins Land gezogen war.

Unsern Beppo hatte der Winter zuerst wenig gefreut. Er schlotterte manchmal bedenklich hinter seinem Kastanienkessel und sein braunes Gesicht nahm eine Färbung ins Bläuliche an. Als er aber bemerkte, dass mit der Kälte auch sein Handel einen grösseren Aufschwung bekam, fing er doch an, sich für Schnee und Eis zu interessieren. Ja, er errichtete vor seiner Bude draussen einen Schneemann, steckte ihm verbrannte Kastanien als Augen in den Kopf und wartete mit Spannung darauf, was Max zu seinem Meisterwerk sagen würde. Doch Max kam nicht mehr auf Besuch. Bekümmert fragte Beppo eines Tages ein Dienstmädchen aus dem grossen Haus, was wohl dem Kleinen fehle. — „Er ist krank,“ hiess es zurück. „Im Anfang war er immer aufgeregzt, sprach viel von Dir und liess Dich grüssen. Jetzt aber liegt er still im Bettchen und nur hie und da fragt er leise, ob Weihnachten nicht bald komme und ob der Beppo nicht gar so kalt habe in seinem Häuschen.“ — Da schoss dem Beppo das Wasser in die Augen. Er rannte zu seinem Kram zurück, suchte die schönste seiner Orangen heraus und schickte sie dem kleinen Freunde. Doch der war wirklich sehr krank. Man gab ihm die Orange nicht. Nur die Mutter liess Beppo herzlich dafür danken. — Recht langweilig und öde flossen die Tage für den jungen Kastanien-händler dahin. Oftmals sass er traurig in seinem Häuschen, fühlte sich einsam und verlassen und wünschte sich heimlich fort aus dem Lande, dessen Sprache er noch immer nicht recht verstand.

Um diese Zeit stellten sich häufig ein paar italienische Landsleute beim Kastanienhäuschen ein. Es waren lustige Burschen, die den Winter über nicht nach Hause gezogen waren und die sich nun, weil die Arbeit ruhte, meistens müssig auf der Strasse herumtrieben. Die setzten sich gern zu ihm hinter den Kohlenkessel, knackten seine Kastanien auf und wärmen sich am Feuer. Beppo war zuerst froh, dass sie ihm Gesellschaft leisteten, da er mit ihnen von der Heimat sprechen konnte und von Tonio, den alle kannten. Abends, wenn das Häuschen geschlossen wurde, zogen sie den Jungen noch mit sich fort ins Wirtshaus, und mehr als einmal blieb er dort lange sitzen.

Am Tage darauf ging dann der Beppo mit schmerzendem Kopf und bleiernen Augen an die Arbeit, nickte hinter der Bratpfanne oft ein wenig ein und liess die Kastanien zu Kohle verbrennen. So kam es, dass Beppo trotz der neuen Freunde doch nicht so recht fröhlich werden konnte. Wie gross war gar sein Schrecken, als er das nächste Mal seine Kasse leerte und die Silberstücke zur Post tragen wollte! Es waren nur wenige, und mit bösem Gewissen schrieb Beppo der Mutter einen kurzen Brief, in dem er etwas von Ausgaben erzählte, die er gehabt habe. Drunter in Italien versetzte dieser Brief

die guten Leute in grosse Aufregung. Stundenlang besprachen die Mutter und die Nonna die schlechten Nachrichten und fragten sich bekümmert, was dem braven Beppo zugestossen sein könne und dem blonden Schutzengel, der ihn bis dahin so gut behütet habe!

Es war am Tage vor Weihnachten. An den nackten Ästen der Platanen klebten weiss und schimmernd Rauhreifkätzchen. Da und dort tanzte eines durch die Luft auf des Beppos Dach herunter, und im Licht der matten Wintersonne glänzte es von tausend Eiskristallen. Verdriesslich sah Beppo den Leuten zu, die geschäftig auf der Strasse gingen, um die letzten Einkäufe für das Christfest zu besorgen. Ihn drückte noch immer der letzte Brief und dass er nicht, wie er versprochen, der Mutter und der Grossmutter eine Beisteuer an die neuen Schuhe und den Schwestern die ersehnten bunten Büchlein hatte schicken können. Das Geld dafür hatte er seinen guten Freunden leihen müssen, die immer schmal bei Kasse waren.

Aus seinen unerfreulichen Gedanken schreckte ihn eine Frauenstimme auf. „Guten Morgen, Beppo!“ — Eine schmale Hand in feinem Handschuh streckte sich grüssend dem Jungen entgegen. Es war Klein-Maxlis Mutter, die vor ihm stand. Wie bleich und mager ihr Gesicht geworden war! — Den Beppo durchfuhr plötzlich eine Angst, die ihm den Hals zuschnürte. „Wie geht's dem klein Maxli?“ brachte er mühsam hervor. Schwer fiel es ihm auf die Seele, dass er den Kleinen in der letzten Zeit beinahe vergessen hatte. Anderes hatte ihn so sehr beschäftigt!

Die Dame bemerkte nichts von Beppos Selbstvorwürfen. „Es geht ihm besser,“ sagte sie leise und doch froh. „Aber Beppo, schlimme Tage hat der kleine Bursche durchgemacht!“ Dass die Tage für die Mutter auch schwer gewesen waren, das sah man ihren Augen an. „Nun darf er wieder aufsitzen in seinem Bett, und heute Abend, wenn der Christbaum brennt, will er auf ein halbes Stündchen in das grosse Zimmer kommen. Er wünscht, dass Du, Beppo, auch dabei seiest, damit er Dir den Christbaum zeigen kann, wie wir ihn hier bei uns im Norden haben, und all die schönen Sachen, die das Christkind bringt.“ — Beppo schien es plötzlich, als ob ein grauer, dichter Nebel, der ihn all die Zeit umhüllt hatte, sich langsam höbe. Eine warme, liebevolle Stimme hatte ihn verscheucht. Es ward ihm so leicht und froh ums Herz, dass er einen lauten Jauchzer hätte ausstoßen mögen. Doch er fasste sich und drückte nur fest die Hand der Dame, die lächelnd sah, wie alle Ängstlichkeit aus dem gutmütigen Gesicht verschwand, die Augen strahlten und die weissen Zähne blitzten.

„Der Beppo geht zum Maxli, wenn der Maxli doch noch nicht zum Beppo kommen kann,“ sprudelte er schnell hervor, „und wenn,“ setzte er langsamer hinzu, während eine jäh Röte ihm ins Gesicht schoss, „wenn der Beppo für die schöne Dame und ihr Fest fein genug ist!“ — Die Dame lachte herzlich auf. „Ei, Beppo,“ sagte sie etwas ernster, „als Du mir den Buben aus den Wagen und den Pferden holtest, da hast du mich auch nicht lange danach gefragt, ob Du mir eben recht dazu seiest. Drum bist Du jetzt schön und fein genug, um an unser Fest zu kommen!“

Langsam dämmerte der Christabend herein. Auf dem grossen Platze liefen immer noch geschäftige Leute hin und her, und Beppo, der ein Liedlein summend im Häuschen stand, verkaufte eine Unmasse von Orangen, Kastanien und Nüssen. Als es aber halb sieben Uhr schlug drüber an der grossen Uhr, da wurde es in allen Strassen stiller. Da und dort schimmerte hinter den Fenstern heller Schein, und Weihnachtslieder ertönten. Beppo löschte sein Feuer aus und schloss für diesen Tag die Bude.

Schnell rannte er hinüber in sein bescheidenes Zimmer und vor dem kleinen Spiegel machte er sich so sauber und so nett zurecht, dass die Mutter zu Hause gewiss stolz gewesen wäre auf den schmucken Sohn. Über der Sonntagsjacke leuchtete in wundervollen Farben das Seidentuch, das die Nonna ihm zum Abschied mitgegeben.

Wenig später stand Beppo draussen auf der Strasse, vor dem grossen Hause. Wie im Traume hörte er eine Klingel schrillen. Jemand führte ihn über eine Treppe hinauf und stiess ihn sachte in ein Zimmer, aus dem heller Lichterschein

und fröhliche Stimmen in den Korridor drangen. Geblendet und beklommen blieb er bei der Türe stehen und drehte seinen Hut zwischen den Fingern. — Da hörte er Klein-Maxlis Stimme. „Beppo, Beppo, komm doch daher, zu mir; ich kann nicht zu Dir hinüberkommen!“ Drüber, von den hundert Lichtern einer Weihnachtstanne beschienen, sass sein kleiner Freund, in Kissen und Decken gepackt, glückstrahlend, mit leuchtenden Augen. Die Mutter hatte den Arm um ihn gelegt; auch sie lächelte freundlich dem fremden Jungen entgegen. — Da fasste Beppo Mut und plötzlich, mitten durch all die andern Leute hin, lief er mit ausgestreckten Händen zu dem Kleinen hinüber, der ihm im fremden Land zum Schutzengel geworden war und den er — sehr zu seinem Schaden — so lange vergessen hatte.

Es Rösli isch keis Rössli gsi, Es Weggli isch keis Wägeli!

Eine Weihnachtsgeschichte.



Dem Hansli säit me's alli Tag,
Er müess si e chli zäme näh
Und i der Schuel und au deheim
E bitzli besser achtig gäh.

Erst gestert hät em d'Mueter g'säit:
„En Bueb, wo so viel Fehler macht,
Dem bringt's Christchindli allweg nüt,
Wenn's lütet i der heilige Nacht!“

De Hansli denkt: „Das wär e Schand!“ —
Er hett so gern es Rössli g'ha
Und au es Wägeli derzue —
Da faht er heimli z'schribe-n-a:

libes kriskind bis so gut
bring mir doch ein röselein
und ein weggelein dazu
dan wil ich recht artig sein.

Er läit das Blatt, wo's niemert g'seht
Vor's Fenster use z'Abig spat
Und denkt: „s'Christchindli findt's dän scho
Wenn's z'Nacht dur eusers Gässli gaht!“

Bald isch der heilig Abig cho
Und's Glöggli tönt so fin und lis!
Was lit da uf em Hans sim Platz? —
E prächtigs Rösli, zart und wiss!
Und au es Weggli lit debi,
Es Feuerweggli, brun und frisch!
De Hansli liegt die Sache-n-a
Und faht a briegge hinderem Tisch!

Da nimmt en d'Mueter bi der Hand
Und säit: „Es g'scheht dir e chli recht,
s'Christchindli isch da gar nid g'schuld —
Worum schribst du di Sach so schlecht!
Wer i der Schuel so ung'schickt ist,
Dem wird's na öppe e so gah!“
De Hansli säit: „J g'sehne's jetzt
Und will mi Lebtig denke dra!“

R. Z.

Neujahrsmärchen.

Es war Nacht, kalte Winternacht. Weiss deckte der Schnee die stille Erde. Die goldenen Sternlein schauten vom klaren Winterhimmel, hell und freundlich, wie liebe Kinderäugn. Und dort überm dunkeln Walde stand der Mond. Und wo sein Licht auf die feinen Schneekörnchen traf, die am Boden lagen, da blitzten sie auf, als hätte eine gütige Fee im Vorüberschreiten ungezählte funkelnnde Edelsteine ausgesät. Dunkel und gespenstisch ragten die Bäume am Waldrande auf. Der ganze Wald sah aus, als ob er in seinen dunkeln Hallen manches Geheimnis berge. Dem war auch so. Es war der Hain der Zeit. Menschen durften ihn nicht betreten; aber die Sage berichtete, wenn man ihn durchwandere, dann stehe man plötzlich an einem weiten, brandenden Meere. Das sei das Meer der Ewigkeit, und darein müsse jeder stürzen, der es erblickt hat.

Auf dem Pfade, der zum Walde führte, wankte ein altes Mütterchen heran. Seine Knie zitterten, seine Kraft war am Versagen. In der einen Hand trug es eine Sanduhr, in der andern eine leere Urne. Jetzt hatte es den Waldrand erreicht. Es stellte die Urne ab und beobachtete aufmerksam die Uhr in seiner Hand. Leise glitten die Sandkörnchen aus dem obern Gefäß ins untere. Nur wenige fehlten noch. Sorglich blickte das Mütterchen sich um. «Es wird doch kommen,» murmelte es.

Da ging auf einmal eine wunderbare Helle durch die Nacht. Fast schien's, als wolle der Tag anbrechen. Und über den Sternenhimmel zog eine strahlende Wolke und senkte sich langsam zur Erde. Und wie sie näher kam, da lösten sich Gestalten aus ihr hervor. Es war ein junges, liebliches Mädchen. Sein Antlitz war halb verschattet von einem blütenweissen Schleier, den es mit der Rechten emporhob. Die Linke trug eine Urne, ähnlich der 'des alten Mütterchens. Dem Mädchen zur Seite schwiebte ein blondlockiger Knabe. Der hatte goldene Flügelein an den Schultern, und seine Händchen waren voller Rosen.

Jetzt berührten des Mädchens Füsse den Boden. Es stand dicht vor dem alten Mütterchen, das ihm mit einem Aufleuchten im Blick die runzelige Hand reichte. «Grüss dich Gott, du liebes, neues Jahr,» sagte es mit zitternder Stimme, «nun darf ich ruhig im Hain der Zeit verschwinden, da du gekommen bist.» — «Wer bist du, und wie verstehst du das?» fragte schüchtern das Mädchen. «Sieh mich an,» erwiederte die Alte, «ich bin das zu Ende gehende Jahr. Ich war jung und blühend wie du, als ich meinen Gang über die Erde antrat; aber meine Arbeit hat mich alt und müde gemacht. In Jahresfrist wirst du hier stehen, grau und gebrechlich wie ich.»

Das neue Jahr schrak zusammen und wollte sich schaudernd abwenden. «Kehre dich nicht ab von mir, mein Kind,» fuhr das alte Mütterchen fort, «tue redlich den Willen dessen, der uns Jahre, eines um das andere zur Erde sendet. Verteile getreu die Menschenschicksale, die du in deiner Urneträgst und sorge dafür, dass an deinem letzten Tage die Menschen dich segnen. Und du, lieber Knabe, du fröhlicher Bote der Hoffnung, blicke freundlich alle Menschen an; denn ohne dich könnten sie nicht leben.»

«Was aber wird aus dir Mutter?» fragte ängstlich das neue Jahr. «Ich werde wandern im Haine der Zeit, und so lange ich darin bin, werden die Menschen noch von mir reden und ihre Erlebnisse sich erzählen. Dann aber komme ich zum Meer der Ewigkeit, und ruhig und zufrieden werde ich darin untertauchen, und die Menschen werden mich hinzurechnen zu den ungezählten Tausenden von Schwestern, die mir vorangegangen sind.»

Wie sie so sprach, rollten die letzten Sandkörnlein der Uhr durch die enge Öffnung ins untere Gefäß. In

diesem Augenblick schlugs von den Kirchtürmen der nahen Stadt Mitternacht. Und nun hob ein feierliches, vielstimmiges Läuten an. «Lebe wohl,» sprach das alte Jahr, zog einen dunklen Schleier übers Antlitz und verschwand im Hain der Zeit.

Einen Augenblick noch stand das neue Jahr lauschend still. Die Fusstritte des alten waren verhallt. Da hob das neue mutig das Haupt. Mit frohem Antlitz begann es seine Wanderung über die Erde, und neben ihm schwiebte, dufende Rosen streuend, die Hoffnung.

H. V.

Wiehnechtsabig.

Jetz wird 's Christchindli gli dänn cho,
's lieb Müetterli hät 's g'seit;
De Chlaus hät zweimal g'klöpflet scho
Und 's Bäumli ine treit.

Ich sitz' mit eus'rem liebe Schatz
Im Dunkel müslistill,
De Hansli rodt si nüd vom Platz,
Grad so, wie 's Müetti will.

Das ist es Flisme-n-und es Tue,
Es heimlis Umegah,
D' Tür macht me lisli uf und zue,
's Christchindli ist g'wüss da.

Lueg Hansli, lueg au det de Spalt,
Er glänzt wie luters Für,
Jetz lütet 's silberi Glöggli bald,
Und wituf springt dänn d' Tür.

Gäll, seist dis Wiehnechtsliedli guet,
Min liebe, chlyne Ma,
G' hörst, fürch di nüd, heb frische Muet,
Dänn wird's ja prächtig ga.

Los, los au! 's Glöggli chlinglet scho —
Und g'rad als wie-n-im Traum
Sind mir i d' Stube ine cho,
Stönd glückli vor em Baum.

Da ist 's Christchindli lieb und hold
Im helle Liechterglanz,
's hät Flügeli vu reinem Gold
Und treit en Strahlehranz.

Es hät so herzig fründli g'lacht,
Eus beide 's Händli geh:
Hür han i richli eu bedacht,
Sind brav, dänn chumi meh.

Und wie mer na voll Stune sind,
Und keis weiss, wie-n-em g'scheht,
Ist 's Wienechtschind verschwunde g'schwind,
Als hett 's en Wind verweht.

H. V.

Der Winter und sini Trabante.

Der Winter,

ein alter Mann mit weissem Haar und Bart, von Schneeflocken bedeckt, tritt auf.

Halli, hallio, hallo,
Ihr Geisterli, före cho!
Ihr liebe, lustige Winterschind
Stönd uf, stönd uf und tanzed g'schwind.
Hallii, hallio, hallo,
Ihr Geisterli, före cho!

Es erscheint der Wind, ein lustiger Knabe, froh hereintanzend. Hinter ihm treten einige weissgekleidete Mädchen als Schneeflocken auf.

Der Wind.

Tralleri, tralleri, trallera,
De Biswind ischt scho da;
Mit volle Bagge blasi dri,
Es muess es bitzeli lustig si. —
ssssssss so fahrt's dur's G'stūd,
Es schlottered all Lüt,
Gänd acht, bald git's na Schnee,
Das ist e Freud, juhe!

Der Winter scheltend.

Du böse Bueb, wie fahrst mer dri,
A dir wär d'Reihe na gar nüd g'si,
Du pustist ja so wild druf los,
Und na lit Struch und Erde bross.
Du Biswind bist en schlumme Wicht,
Ihr Flöckli, tüend z' erst eueri Pflicht.

Die Schneeflocken.

In Rhythmus der Worte tanzend und kleine Flocken aus Watte streuend.

Mer streued, mer streued, mit emsiger Hand,
Vil schneewissi Flöckli uf 's ganz wit Land,
Mer decket die Blümli und Pflänzli recht zue,
So schlafed und träumed i seliger Rueh.
Du Erde muesst warte, bis d'Sonne wieder lacht,
Und Vogel und Blümli und Blättli verwacht.

Der Wind.

Tralleri, wie bin i so froh,
Es G'wändli hätt als übercho.
Jetz dörfi blase us tüfer Brust,
Und chute-n-und schnufe nach Herzeslust.
Es giret vor Chelti, es g'frürt überall,
Iszäpfle glänzet wie luter Kristall,
Das ist de Winter, grad wie-n-er sött si,
Was gilt's, das merked d'Sportslütl gli.

Es treten auf Knaben mit Schneebällen (aus Watte), Mädchen mit Schlitten, Schlittschuhen und Ski. Alle mehr oder weniger sportsmässig gekleidet. Zugleich spricht

Der Winter.

Mis alt Herz macht vor Freud en Sprung,
Wird meini schier gar wieder jung,
Da dörf me wohl en Juchzer la,
Trifft me so viel Bekannti a.

Reicht jedem der Neuangekommenen die Hand.
Juhu, willkomme liebi Lüt,
Ihr wüssed, was min Gruez bidüt,
Drum sind er au erschiene,
Mit so vergnügte Miene;
Schlittschuh und Schlitte und de Ski
Wänd a der Tagesornig si.
Und hinnedri, was g'sehni na,
Da chömmes mit Schneeballe-n-a.
Lönd eueri Chügeli flüge,
Wer tüchtig zielt, wird siege.

Knaben, sie werfen die Schneebälle im Rhythmus der Worte.

Schneeballeschlacht }
Hämmer g'macht, } im Chor
Schnee ist nass, } gesprochen.
'S ist en G'spass.

Je eine Linie abwechselungsweise von einem der Knaben gesprochen:

D'Chugle flüged hin und her,
D'Bube lärmde wie 's wild Heer,
Eine duckt, dä springt vor,
Gäll, ietz häst es G'schoss am Ohr.
Über d'Chöpf, 's wird immer netter,
Präglet's wie-n-es Hagelwetter.
Lustig immer witer g'macht,
Hoch e so ne Schneeballschlacht } im Chor.

Ein oder mehrere Mädchen mit Schlitten.
Mer fahred im Schritte der Abhang durab,
Das gaht wie-n-en Blitz, hop, hop, trib und trab,
Mit Suse und G'schrei fahred alli verbi,
Es möchti kei einzigs 's Silvesterli si.
Zwar trolet dänn öppe, z'midstine im Lauf
En Schritte uf d'Site; doch das gaht in Chauf,
Me schüttlet de Schnee ab und staht wieder uf,
Und reist mit sim Fuhrwerch vu neuem duruf.
Ja hetti de Kaiser e goldni Karosse,
Und würdi die zoge vu schneewisse Rosse,
Und hett sie vu lutere Spiegeln-e Tür,
Ich gäbi min Schritte keis Stündli defür.

Mädchen mit Schlittschuh.

Wo d'Gräslie sust stönd uf d'r Wies,
Da glitzerets vo luter Is,
Und wo de See sust Welle schlaht
E dicki wissi Decki staht.
Das ist, was mir am beste g'sallt,
De Stahlschueh wird an Stifel g'schnallt,
Dänn fahrt me-n-übers offe Feld,
Flingg wie de Pfl vom Boge schnellt,
Isthahn durab, Isthahn duruf,
Schribt tusig Hieroglyphe druf.
Da eis ellei, det froh es Paar,
Im Takt wiegt sich e ganzi Schar;
Und wo me liegt, was will me meh,
Me cha nu frohi G'sichter g'seh.

Mädchen mit Ski.

Und rüemed ihr Schritte und Schliffschueh so hoch,
Min Ski ist von alle de König halt doch,
De treit mi uf d'Höchi, so sicher und wit,
Wo ewig de Schnee a de Bergwände lit.
Druf fahri i d'Tüsi, g'schwind, g'schwind, wie de Wind,
Vil schneller als euri Gedanke sind:

De schönsti Sport, es blibt derbi,
Ist so ne Fahrt uf raschem Ski.

Alle

umtanzen den Winter, sprechend:

De Winter ist en liebe Ma,
Er will eus gern es Freudli la,
Herr Winter, blib recht lang na da,
Mer wänd di wohl in Ehre ha.

Der Winter
wird auf einmal unruhig, man hört ein leises Läuten.
Chinde still, han öppis g'hört,
Wo mer alle Friede stört,
Glaub, i muess eu bald verla
Und zum chalte-n-Ispol gah.
G'höred er das heimli Chlinge,
Muess mi mein zum Abschied zwinge.

Schneeglöckchen

Ein weissgekleidetes Mädchen mit einem grossen Schneeglöckchen als Kopfbedeckung.

Winter fährt fort:

Lueged nu das herzig Chind,
Läbed wohl, ich gane g'schwind.

Geht ab.

Alle spottend ihm nachrufend.
Fürcht si euse Winter gar,
Läb recht wohl bis übers Jahr.

Eine Schneeflocke nähert sich dem Schneeglöckchen, das mittlerweile in den Vordergrund gekommen ist.

Du lieblis Chindli, wer bist du, säg?
Du chunst so still und zart din Wäg.

Schneeglöckchen.

Schneeglöggli heissi, dur Schnee und Is
Han i mis Chöpfli g'streckt ganz lis,

Bim erste Sunneblickli scho,
Bin ich zur Erde use cho.

Jetz muess i lüte-n-immerzue:

« Ihr Blüemli, erwached us eurer Rueh,
Erwachet, erwachet, 's ist nümme z'früh,
De Fröhlig will is Land izieh.

Schneeflocken im Chor.

De Fröhlig chunt, mer g'höred sis Chlinge,
Das ist en Herrscher, wo niemer cha zwinge,
Du Erde, läb wohl, mer ziehed dervo,
D'Zit chunt, du bist um eus wieder froh.

Kinderschar im Chor.

Und hätt de Winter unbedacht
Sich ängstli scho uf d'Socke g'macht,
So rüefet mir im Jubelchor
Dem Fröhlig mit sim Bluemeßflor,
Schneeglöggli, grüetzi Gott
Du bist en liebe Bott.

H. V.

Das Glaskügelchen.

(Weihnachtsmärchen von Carl Flubacher, Binningen.)

An einem kleinen Bergsee, dessen Fluten so klar waren wie die lichte Bläue des Herbsthimmels, der über ihm strahlte, sass ein mal zwei Mädchen. Das eine trug ein kostbares Kleidchen und um den Hals ein goldenes Ketten, das andere ein ärmliches Röckchen und hatte keine Schühlein an. Jenes hüete ein Schäfchen mit seidenweichen Haaren und einem silbernen Glöcklein, dieses eine magere Ziege mit einem zottigen Bart. Dem reichen Kinde hatte der Vater das schneeweisse Lämmchen zum Zeitvertreib geschenkt. Die alte Ziege war des Waisenkindes Mutter einzige Habe.

Während das vornehme Mädchen den lustigen Sprüngen des Schäfchens nachsah und das arme Kind geschäftig die Nadeln seines Strickzeuges durch die Finger gleiten liess, ging ein leises Plätschern durch die Wasser des Seeleins und ein Zwerglein mit langem grauem Bart entstieg ihnen. Hinter ihm tauchten, eines nach dem andern, drei Küklein auf, deren glatte, kurze Haare glänzten, als ob sie nicht nass geworden wären. Sie waren gelb und braun gefleckt, und jedes hatte mitten auf der Stirn ein silbernes Sternchen.

Die Kinder staunten den Wassergeist und die runden Küklein mit grossen Augen an und wagten kaum zu atmen. Der Zwerg aber lächelte ihnen zu und sprach mit tiefer Stimme zu dem Mädchen mit dem goldenen Kettelein: „Du kannst mir einen Gefallen tun. Ich muss tief in den Wald hinein, wo die Elfen ihre Reigen tanzen, um ihnen eine Botschaft zu bringen von den Wasserfeen hier unten im See. Willst du die Küklein hüten, bis ich wiederkomme?“

Das angeredete Mädchen verzog den Mund und sagte hochmütig: „Ich bin nicht zum Schaffen auf der Welt. Für die Arbeit haben wir zu Hause Knechte und Mägde. Ich mag nur mein Schäfchen weiden; deine Kinder magst du selber hüten.“

Der Zwerg blickte zornig und hob den Finger; da trat das andere Kind herzu und sagte schüchtern: „Wenn du mir die Küklein überlassen willst, werde ich auf sie achthaben, bis du zurück bist.“ Freudlich nickte das Männchen mit der braunen Kapuze und verschwand. Das Mädchen führte seine kleine Herde hinab an das Ufer am stillen Wasser, dorthin, wo die saftigsten Kräutlein wuchsen, und es freute sich, wie die Tiere so ruhig grasten, während ihre silbernen Schellen erklangen.

Als der Nebel aus den Tannen dampfte, erschien das Zwerglein wieder. Als es sah, dass die Küklein noch runder geworden, lobte es das Mädchen, nahm ein Glaskügelchen aus der Tasche und sprach: „Das ist dein Lohn. Trage ihn immer mit dir. Bist du einmal in der Not und weisst du nicht, was du beginnen sollst, so komme hierher und wirf dort, wo der Quell in den See rauscht, das Kügelchen ins Wasser.

* * *

Der heilige Abend war gekommen und mit ihm in die Häuser der Reichen und die Hütten der Armen Freude eingezogen im ganzen Lande. Nur in dem Häuschen, worin das arme Mädchen und dessen Mutter lebten, sah es ganz traurig aus. Die Mutter lag krank. Kein Löffel Mehl war mehr im Säckchen, kein Tropfen Milch in den Schüsseln, kein Ei im Körbchen, kein Feuer im Ofen, kein Holz in der Küche und keine Ziege mehr im Stalle. Das Kind kniete am Bett seiner todkranken Mutter und betete. Dabei rieselten ihm die Tränen über die bleichen Wangen, und wenn sie auf das Röcklein niederfielen, waren es lauter harte Eisperlen, so kalt blies der Nordwind durch das alte Häuschen. Das Mädchen zitterte am ganzen Leibe und die Mutter lag kalt und regungslos da. Ihr Atem ging so kurz, dass er jeden Augenblick stillzustehen schien. Plötzlich flüsterte sie mit matter Stimme: „Lieschen, ich werde bald sterben. Gehe eilig mit deiner Glasperle an den See, damit ich ruhiger den grossen Schlaf antrete, wenn ich weiss, dass der Wassergeist für dich sorgt.“

Da weinte das Kind noch heftiger, hielt die Hand der sterbensmatten Mutter und wollte sie nicht mehr lassen; aber sie winkte, und es ging, ob ihm auch schier das Herzlein brechen wollte.

Das Mädchen schritt an den See hinab. Es glitt über die glänzende Eisfläche bis dorthin, wo der Quelle rieselnde Wasser sich ein Loch ins Eis gegraben hatten, und löste den Knoten im roten Nastüchlein mit den vom Frost steifen Fingerchen, um die Glasperle herauszunehmen. Aber statt ihr fand sich nur eine gewöhnliche Baumnuss in dem Tüchlein. Dem Kind wurde angst und bange. Es blickte auf die Nuss, bis die Tränen ihm die Augen verschleierten, und drehte die runzlige Frucht, als ob es glaubte, es müsse eine Perle daraus werden. Endlich rieb sich das Kind die feuchten Augen aus, so dass es wieder sehen konnte, und sagte zu sich selber: „Ich will doch versuchen, ob die Nuss nicht denselben Dienst tut wie das gläserne Kügelchen,“ und warf sie schnell in das gurgelnde Wasser. Aber sie verschwand, ohne dass sich im See etwas regte. Umsonst rief es nach dem Zwerg, umsonst klagte es ihm all ihr Herzeleid; vom finstern Wald klangen nur ihre Worte wider, sonst blieb rings alles still.

Noch trauriger, als es gekommen war, ging Lieschen vom See zurück. Es wollte der Mutter Leid nicht noch grösser machen, darum schlich es ganz leise an dem Häuschen vorbei in den breiten Weg zum Friedhof. Dort kniete es nieder auf seines Vaters Grab und flehte zu Gott, er möge doch sein liebes Mütterlein wieder gesund werden lassen. Auf einmal war dem guten Kinde, es sehe eine weisse Gestalt herniederschweben vom Himmel und höre ein leises Flügelschlagen. Und wie es vor sich auf den Boden blickte, lag vor ihm ein gläsernes Kügelchen, wie jenes, das ihm der Zwerg geschenkt hatte. Schnell griff es darnach und eilte zum Bergsee zurück.

Als die Perle ins Wasser sank, konnte man hören, wie sie auf einer silbernen Glocke aufschlug, die einen hellen Wunderton von sich gab. Im gleichen Augenblick stand der Wassergeist vor dem Mädchen und fragte freundlich, was es wünsche. Vor Schluchzen konnte es kaum all die Not erzählen, die über ihr Haus gekommen. Dem Zwerglein selber wurden die Augen feucht; dann tröstete es: „Geh jetzt eilig heim, dass du bei der grimmigen Kälte nicht auch noch krank wirst, und lass die Wasserfee für dich und deine Mutter sorgen; es wird alles wieder gut werden.“

Am Weihnachtsmorgen erwachte das Mädchen in aller Frühe, weil unten im Hause Tritte gingen. Es schüttelte den feinen Schnee, den der Nordwind in sein Kämmerchen getrieben hatte, von der rot- und weissgewürfelten Bettdecke und schlüpfte in sein fadenscheiniges Röckchen. Im Nu stand es drunten in der Küche. Aber sein Erstaunen hatte keine Grenzen, wie es die Mutter am lustig flackernden Herdfeuer stehen sah und sie es in die Arme schloss. Von der Pfanne her kam ein lieblicher Geruch von Eierkuchen. Auf dem Tisch türmte sich in einer Schüssel allerlei Backwerk. Vom Stall her klang ein helles Glöckchen. Das Mädchen schloss schnell die Türe auf, und darin stand eines der runden Küklein mit dem silbernen Sternchen, die es gehütet hatte. Vom Heuboden herab duftete feines Bergheu und vor der Scheune war sauber gespaltetes Buchenholz aufgeschichtet.

Aber wie glänzte und flimmerte erst das Stübchen! Auf dem Tisch prangte ein zierliches Tannenbäumchen. Rote, blaue, weisse, gelbe und grüne Lichtlein leuchteten wie Kerzchen; aber sie wurden nicht kürzer, so lange sie auch brennen mochten. Die zarten Ästchen waren mit Zuckerwerk behangen, wie es kein Zuckerbäcker so kunstvoll bereiten könnte. Da zwischen spiegelten bunte Kugeln den Glanz von Silbersternen, von Gold- und Silberfäden gespinnt und von schimmernden Schneekristallen wieder.

Unter dem Bäumchen lagen schön geordnet ein blendend weisses Linnenhemdchen, ein Paar wollene Strümpfe, ein Pärchen warmgefütterter Schuhe, ein weiches Leibchen, ein dickes Unterröckchen, ein hübsches Sonntagskleidchen, ein samtglattes Pelzchen und ein blaues Käppchen mit einem grauen Federchen. Daneben war eine Zimmerausstattung für Puppen mit niedlichen Tischchen, Bettchen und Stühlen aufgestellt. Winzige Leute wohnten in dem Stüblein, während eine Puppe, so gross wie ein kleines Kind, in einem netten geflochtenen Wagen sass. Auf einer grossen Schachtel stand in Goldbuchstaben geschrieben: „Für des braven Kindes Mütterchen.“

„Mutter, komm und sieh! Wer hat nur all die herrlichen Dinge hierher gebracht,“ rief das Kind und klatschte vor Freude in die Hände.

„Wer alles das gebracht, mein Kind, weiss ich selber nicht zu sagen,“ erzählte die Mutter. „Mitten in der Nacht, als ich noch wach in Schmerzen lag, war mir plötzlich, ich sehe ein Zwerglein durch die Türe hereinkommen, die doch verriegelt war. Mehr konnte ich nicht sehen, denn bald fielen mir die Augenlider zu. Ich spürte noch, wie eine zarte Hand mir über Stirn und Wangen strich, dann fiel ich in Träume. Erst der neue Tag weckte mich. Doch ich glaubte immer noch zu träumen, als ich die Herrlichkeit in der Stube gewahrte und mir so wohl wurde, wie schon lange nicht mehr im Leben.“

Die Frau trat jetzt zum Tisch, öffnete die grosse Schachtel, und siehe, sie war ganz mit Nüssen gefüllt von purem, schwerem Golde, so dass von nun an alle Not ein Ende hatte.

In der Freude sprang Lieschen zum reichen Nachbarskind, dem Elschen, hinüber, zog es mit sich heim und zeigte ihm, was ihm die Christnacht geschenkt. Allein das stolze Mädchen rumpfte nur das Näschen über all die Sachen und meinte, die seinen wären doch viel kostbarer und hübscher. Darauf lief es davon und gegen den See hin.

Hier zog es das Kägelchen aus der Tasche, das der Zwerg dem Lieschen geschenkt und das es ihm einmal aus der Tasche genommen hatte, als das arme Kind neben einer schweren Holzbürde eingeschlafen war. Hastigwarf das böse Mädchen die Glasperle in die Flut. Wieder drang ein leises Klingen durch die Wasser, und alsbald stand der Zwerg vor dem Kinde.

„Was sollen dir die Wasserfeen tun?“ fragte das graue Männchen und blickte fast zornig drein. „Ich möchte schöner sein als alle Leute der Welt,“ sprach Elschen kurz. Der Wassergeist verschwand, kehrte aber bald mit einem Blechbüchslein in der Hand wieder und murmelte in den Bart: „Hier hast du das Schönheitsmittel der Feen.“

Das Mädchen öffnete die Dose schnell, bestrich sich die Wangen mit der Salbe und eilte heim. Wie erschrak das Kind aber, als es Vater und Mutter entsetzt fragten, was mit seinem Gesichtchen geschehen sei, und ihm ein Handspiegelchen vorhielten: die Haut hatte an allen Stellen, die es mit der Salbe betupft, Rostflecken bekommen. Die waren nicht mehr wegzu bringen.

Drü Bäumli.

Im Wald steht es Tannli, das ist na so chli,
Es Buecheli und es Eicheli sind au na derbi.

Es schnieielet, es beielet, de Wind pfift deuz;
Doch händ die drü Bäumli im Wald gueti Rueh.

Sie troued dem Hergott; 's denkt jedes für sich:
«Bald chunt de schön Fröhlig für dich und für mich!»



's tod Spätzli.

„Grosmuetterli, Grosmuetterli, da lit en tote Spatz!“
So rüeft en chline Joggeli, en allerliebst Schatz.

's Grosmuetterli gaht go luege, was au dä Joggeli hei;
Sie cha nüd gschwind marschiere, sie hät halt alti Bei.
Sie gseht de Joggeli schreie; es tuet em schüli weh:
En arms unschuldigs Vögeli lit tot im chalte Schnee.
D' Grosmuetter seit zum Joggeli: „Du liebe guete Bueb,
De lieb Gott hät das Tierli i siner sichere Huet;
Es hät jetzt kä meh Hunger, und d'Kelti laht's i Rueh.
Es ist zum ewige Summer in blaue Himmel ue.“

E gwagets Ding.

Na so chli und scho i d'Schuel;
Es ischt e gwagets Ding.
De Maxli macht's na wie deheim
So ischt em 's Schuelgah ring!

Min Großvatter.

's hät niemer uf der Welt en Großvatter wie-n-ich.
Er sait, er heb au niemer so schüli lieb wie mich.
Jetzt liest er ime Buech; er hät si Brülle-n-a,
Und underliecht verzellt er mer so vill i nu wott ha.
De Großvatter ischt gschid, 's cha niemer gschider sy.
So eine gits gar niene. Dä Großvatter ghört my.

Wit ewäg von Mensche.

Wie stönd ihr au so einsam, wie ime frönde Land,
So wit ewäg von Mensche, so friedli binenand.
Wie isches eu, ihr Tanne? Und a was denked ihr,
So underem Schnee vergrabe? Mich wunderet's; säget's mir.
Die dunkle Tanne schwiget, vergrabe underem Schnee.
Wohl sind sie still und glückli wit wäg vo Menscheweh.



Unserm „Büsi“ gewidmet.



Wie doch so ein schnurrig Kätzchen
Mit den sammetweichen Tätzchen,
Mit dem seidenglatten Fell,
Mit den Augen, funkenhell,
Mit dem apfelrunden Köpfchen,
Mit dem Näschen, wie ein Knöpfchen,
Mit dem fein frisierten Schnäuzchen,
Mit den Ohren, wie ein Käuzchen,
Und — so sagte unser Hänschen,
Mit dem wedelleichten Schwänzchen,
Uns zur Freude dann und wann
So die Zeit vertreiben kann.
Darum widm' ich einfach, schlicht,
Unserm Büsi dies Gedicht.

Ad. Bgm.